

Schweizer-Abend

Autor(en): **Münch, Paul Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **33 (1923)**

Heft 8

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-788448>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer-Abend.

Paul Georg Münch hat im Jahre 1922 mit vierzehn deutschen und zwölf ausländischen Knaben und Mädchen vier Wochen in Puan Kent bei Westerland auf Sylt verlebt. Die kleine Kolonie bildete eine innige Lebensgemeinschaft und führte ein auf Freude und gegenseitiges Vertrauen begründetes Kameradschaftsleben. Es handelte sich dabei einmal um einen erzieherischen Versuch. Der Verfasser wollte dem jungen Volke in einer Gegend, wo sich seit Jahren ein unerhörter internationaler Luxus breit macht, zeigen, welches der wahre Sinn von Glück ist. Jeden Tag sollten die Kinder die Wahrheit des Goethewortes erleben, dass glücklich ist, wer sich, Freund beim Freunde, ohne Hass und Neid der Welt verschliesst. Es handelte sich aber auch um einen völkerversöhnenden Versuch im Kleinen. Kinder verschiedener, heute noch bitter verfeindeter Nationen sollten Gelegenheit bekommen, einander kennen, achten und schätzen zu lernen. Und der Versuch gelang prächtig. In herzerfrischender Weise plaudert Paul Georg Münch in seinem in der Dürrschen Buchhandlung in Leipzig erschienenen Buche: „Mit Jungvolk aller Länder auf Sylt“ von seinen Erfahrungen. Wir entnehmen demselben mit Bewilligung des Verfassers die nachfolgenden Ausführungen über die Feier des ersten August auf Sylt.

„Annuzza schrieb und schrieb Briefe. Das Heimweh nach Siziliens Sonne, nach der milden See Palermos führte ihr die Feder. Auch meine beiden Schweizer machten mir zuweilen den Eindruck, als flögen ihren Augen abends selig-schöne Bilder aus der Heimat zu und feuchte Schleier ...

Eines Tages fragte ich Max Wirz, ob er Heimweh habe! Er druckste herum ... nein, er hätte kein Heimweh. Wenn aber der 1. August käme, der Befreiungstag der Schweiz, und er würde dann an die Freudenfeuer denken, die auf den Berner Bergen brennen ... wenn er daran dächte, wie dann auf dem Alphorn „das Rütli“ von der Alm geblasen wird, da ... da würde es ihn wohl packen ...

Ich sprach mit meinen drei Helfern darüber, und wir beschlossen, den 1. August zum Ehrentag unserer Schweizer zu machen.

Vom frühen Morgen an sammelten meine Jungen und Mädels am Strande Holz und schichteten auf einem Dünenhügel unmittelbar am Meer einen Scheiterhaufen. Unser Lagerwart hatte solche Holzvergeudung zwar verboten, denn im Lager wurden die Kohlen knapp, und es war die Losung ausgegeben worden: Wer warm essen will, muss Holz mitbringen! Aber das Holz muss mit seinem Feuer ja nicht unbedingt nur dem Magen zugute kommen, es kann auch einmal mit seiner Lohe Herz und Gemüt beschenken!

Bretter, Pfosten, Schiffstrümmer, Holzpantoffeln wurden zusammengetragen, der Holzstoss wuchs. Aus dem Stapel ragte die Spitze eines Mastbaumes; die Jungen hatten sie mit einem an-

geschwemmten, südfranzösischen Obstkorb gekrönt — umgekehrt sah der Korb wie ein mächtiger Schlapphut aus. Das regnerische Wetter war einem Holzfeuer nicht günstig, aber es gab halbgefüllte Ölkannen, Schnapsflaschen und geteerte Taue in Menge, wir brauchten nicht besorgt zu sein.

Am Nachmittag kam der Rantumer Strandvogt an unserm Scheiterhaufen vorüber und verbot uns, das Feuer abzubrennen, denn den Flammenschein könnten Schiffer für Leuchtfeuer halten, und sie könnten ausser Kurs geraten. Da aber der Sturm aufkam, das Wetter sich klärte und obendrein Vollmond war, glaubten wir, unser Festfeuer verantworten zu können. Zumal der Seemannsstreik die Elbflotte in den Häfen hielt.

Spät abends, als auf allen Schweizer Bergen die Freudenfeuer jubelten, züngelten auch am Meer die Flammen auf! Sie frassen sich durch den Holzstapel und lohten himmelan. Der Kampf zwischen dem rasenden Sturm und den trutzig prasselnden Flammen war ein selten schönes Schauspiel.

Wir sassen um das Feuer. Annuzzas Augen strahlten, wenn ein Gluthauch mit der Gewalt des Samums sie anblies. Die beiden Schweizer Buben sangen den „Berner Marsch“, unsere Zupfgeigenhansels und Geigenspieler begleiteten sie. Man verstand kein Wort, denn Max und Hermann sangen im rauhen Berner Dialekt, aber die Begeisterung der Jungen verstand man!

Dann sagte ich ein paar Worte:

„Jungen und Mädels! Der 1. August ist! Heute vor etwa 600 Jahren ist die Schweiz von der Fronherrschaft tyrannischer Vögte befreit worden! Wir lassen auf dem Dünengrat den Holzstoss aufflammen, um unsern beiden Schweizern einen Schimmer Heimatglück vorzuspiegeln. Was wir ihnen aber nicht vorspiegeln, das ist unsere Freude, dass wir mit zwei wackeren Schweizerbuben haben Freundschaft schliessen dürfen! Sie haben uns manche liebe Stunde von ihren Bergen und Seen und von ihrem Volk erzählt — und mit welchem Stolz! Mit dem Stolz, mit dem Ewgenij von seinen Dichtern, seinen Liedern, seinem Kreml spricht! Mit dem unser Nikohos die geistigen Fähigkeiten und die zähe Willenskraft seines Volkes preist. Mit dem unser Buri Fleiss und Gastfreundschaft seiner Landsleute uns schildert. Mit dem Gustl von seinem Wean erzählt. Mit dem der Friese auf sein Sylt schaut. Warum haben wir uns gerade auf dieser Insel zusammengefunden? Weil wir hier besser denn irgendwo in Deutschland können schätzen lernen, welche Kraft ein kleiner Volks-

stamm aufzubringen imstande ist, wenn er von Stolz auf sein Land beseelt, von Liebe zur Heimat durchglüht ist. Wir haben in den vierzehn Tagen auf Hüengräbern und vor den Gräbern ganzer Ortschaften gestanden, wir haben an Riffen und Trümmern die Zerstörungsgier des Meeres ermessen können und uns immer wieder gesagt: die Friesen, die sich weder vom unersättlichen Meer, noch von ländergierigen Fürsten unterkriegen liessen, schöpften gleich den kleinen Schweizer Kantonen ihre ganze Kraft aus dem Stolz auf ihre Heimat!“

Ein Hallo unterbrach mich: Gesslers Hut bekam einen Flammenschmuck, krampfte sich zusammen und verwehte.

Ich sagte dann noch ein paar Worte über Duldsamkeit, die uns gerade die Schweiz, die grosse Völkerherberge, lehrt. Ich schloss mit den Worten: „Duldsam sein, nicht aus Wohlerzogenheit, sondern aus wahren Gemeinschaftssinn, das kann man freilich nicht in ein paar Wochen lernen. Aber wenn ihr älter geworden seid, werdet ihr euch vielleicht oft und gern der Tage auf Sylt erinnern. Wenn ihr deutschen Jungen dann irgendwen bei der Aussaat von Hass gegen Russen und Slowaken, gegen Italiener oder Engländer ertappt, dann erinnert euch eurer jungen Freunde! Dann sagt den Leuten: Auch rings um unser Deutschland wächst ein neues Geschlecht heran, das einem neuen Völkergemeinsinn zum Weltsieg verhelfen will!“

Jetzt wurde der Abend seltsam feierlich: Hermann Wirz trat vor und erzählte die Tellsage. Er erzählte sie so, wie sie ihm im Gedächtnis war:

„Es isch emol em Gessler i Sinn cho, e Huet uf nere Stange ufzstelle. Di Lüt hei dem Huet müesse d'Ehr erwiese, wie wenn der Gessler sälber da gsi wär. Da chunt aber der recht Ma. Der Täll isch es gsi. Er seit zu sim Chind: Lueg dir ietz emal dä Blödsinn a! Da het ihm e Lanzchnecht si Lanze vor u seit: Warum hescht du em Landvogt nit d'Ehr erwise? Da chunt grad der Gessler drher u fragt, was los sig. Guet, seit er, ietz schiess em Chind e Öpfel abem Grind! Der Täll steckt e zwöite Pfil i Köcher. Nachher schiesst er em Öpfel grad mitts is Gröibsch. Bravo! rüefe d'Lüt. Der Gessler seit: Zu was hescht du dr zwöit Pfil igschteckt? Da seit der Täll: Wenn i mis Chind troffe hätt, hättsch du der zwöit Pfil scho lang im Herz! Du verfluechte Halungg.“

Wie der Junge in seinem heiligen Zorn dastand, wie der Widerschein der Flammen in seine strengen Züge noch mehr Zähigkeit

brachte, da erinnerte er an einen Holzschnitt von Dürer. Er erzählte in seiner köstlichen Art weiter, bis dem „Halunken“ Gessler der zwöite Pfeil im Herzen steckte, und schloss:

„Ans Vaterland, ans teure, schliess dich an! Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!“

Die meisten Jungen und Mädels, auch einige Auslandskinder, hatten „Tell“ schon in der Schule gesehen. Jetzt hatten sie von einem jungen Schweizer dasselbe gehört, und es war etwas ganz anderes gewesen. Jetzt war ihnen Tell zu einem Erlebnis geworden.

Wir sassen noch eine Weile ohne Worte. Ohne Unterlass schürte der Sturm das Feuer, peitschte die Flammen und riss die Funken weit mit sich fort. Eine Schafherde, von den Flammen aufgeschreckt, suchte sich blökend einen andern Dünenkessel zur Nachtherberge. Möwen umschrien den seltsamen Funkenregen. Das Meer brüllte.

Wir sahen, dass Hermanns jüngerem Bruder die Stimmung des Abends schwer auflag, und Walter Linde stimmte das alte, lustige Schweizerlied an:

„Vo Luzern uf Wäggis zue
Brucht me weder Strümpf no Schueh ...“

Die Jungen und Mädels fassten sich zum Reihentanz und sprangen durch die verglimmende Glut. Aber es kam heute nicht die rechte Übermutsstimmung auf, die Abendfeier war allen ein tieferes Erlebnis gewesen.

Dann fuhr mit geblähtem, silbernem Segel der Mond auf dem Sternenmeer herauf. Er gebot den Schatten der Nacht, die die Farben des Meeres ausgelöscht hatten, legte grausilberne Flore auf die Dünen und liess im Wellenacker neue, silberblättrige Blumen spriessen.

Wir schauten noch einmal auf die verglimmende rote Glut der Balkentrümmer und auf die silbernen Wiesen des Mondes. Dann machten wir uns auf.

* * *

Auf dem Heimweg kam Rudi, der kleine Deutschböhme, zu mir und sagte: „Hermann hat mit Schiller gut reden: Ans Vaterland, ans teure, schliess dich an! Ich kann mich an mein Vaterland, an die Tschechei halt net anschliessen! Die Tschechen werden schon grantig, wenn man den Namen Deutsch-Böhmen nennt. Die Tschechei kann ich net lieben, und die Tschechen haben früher ihr Österreich auch net geliebt!“

Die Frage war mir zu wichtig, als dass ich sie unter vier Augen erörtert hätte. Am nächsten Morgen trug ich meinen Jungen und Mädels Rudis Einwände gegen Schiller vor.

Gustl meldete sich zum Worte:

„Woann unser Österreich jetzt englisch oder französisch würd, könnt i so a Vaterland aa net mehr lieben. Aber unser Wean und den Weaner Wald und d'blaue Donau und d'Weinberge von Lainz und den Steffel auf der Kärtner Strass'n (den Stephansdom) und meine Weaner Landsleut, die tät i mer grad no so lieben! No tausendmal mehr lieben.“

Gustl hatte das Gefühl: die Namen und Titel, die sich ein Land gibt, sind Schall und Rauch. Die Menschen und ihre Arbeit und ihre Kultur sind das Vaterland!“

Solche Fragen im Verein mit Ausländern zu erörtern, regt an! In Rede und Gegenrede kamen meine kleinen Philosophen zu folgendem Ergebnis: Wer die Kulturwerte eines Landes hebt, für dieses Land arbeitet, des Landes Bürde zu tragen, des Landes Kraft mehren hilft, der kann sagen: Das ist mein Vaterland. Und wir wollen freudig dazu ja sagen, wenn auch sein Geburtsschein, sein Wohnungsschein, seine Amtsakten anders darüber denken.

In diesem Zusammenhange kamen wir wieder auf das vaterlandslose Drohnengeschmeiss zu sprechen, das sich unter den schwarzweissroten Fahnen Westerlands zusammenfindet.

Das heutige China.

Aus dem Englischen.¹⁾

Von Dr. E. Moser.

China macht augenblicklich eine tiefgreifende politische Krisis durch. Dem oberflächlichen Beobachter erscheint diese als Zerrissenheit, Ohnmacht und Schwäche. Da hört man in der Tat von zwei Regierungen: der einen, der Zentralregierung in Peking, der anderen, der Südregierung in Kanton. Und man hört ferner von der Unbotmässigkeit der militärischen Statthalter, die in verschiedenen Provinzen des Landes die wahren Herren sind und der Pekinger Regierung den Fehdehandschuh vor die Füsse werfen. Im öffentlichen Leben wie in den idealen Zielen fehlt es an einem geschlossenen Zu-

¹⁾ Dieser an einigen Stellen gekürzte Artikel ist ursprünglich in der Pekinger Zeitschrift „The Life Journal“, einem der Organe des sog. „Renaissance Movement“, erschienen und in dem Sammelbande: „China to-day, through Chinese eyes“ (London, 1922) abgedruckt. Er enthält 7 höchst interessante Arbeiten, die das Wachsen und mühevollen Werden des modernen China zeigen.